

Metaethik

Klassische Texte
Herausgegeben von
Bert Heinrichs
und Jan-Hendrik Heinrichs
suhrkamp taschenbuch
wissenschaft

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 2157

»Du sollst nicht lügen!« – Moralische Sätze wie dieser bereiten uns im Alltag keinerlei Probleme. Bei näherer Betrachtung werfen sie aber vielfältige Fragen auf, mit denen sich die philosophische Disziplin der Metaethik seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts befasst. Handelt es sich um wahrheitsfähige Sätze, oder müssen sie als rein subjektive Gefühlsäußerungen interpretiert werden? Gibt es moralische Tatsachen, und, falls ja, wie sind sie beschaffen? Der vorliegende Band versammelt zentrale Texte der Metaethik, unter anderem von George Edward Moore, Richard Hare, John Leslie Mackie, Bernard Williams und John McDowell. Er zeichnet die semantischen, erkenntnistheoretischen, ontologischen und motivationstheoretischen Debatten nach und gibt einen Einblick in aktuelle Kontroversen.

Bert Heinrichs ist Professor für Ethik und Angewandte Ethik an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn und Arbeitsgruppenleiter im Institut für Ethik in den Neurowissenschaften (INM-8) am Forschungszentrum Jülich.

Jan-Hendrik Heinrichs ist Privatdozent an der Universität Erfurt und Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Institut für Ethik in den Neurowissenschaften (INM-8) am Forschungszentrum Jülich.

Metaethik

Klassische Texte

Herausgegeben
von Bert Heinrichs und
Jan-Hendrik Heinrichs

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2157

Erste Auflage 2016

© Suhrkamp Verlag Berlin 2016

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag nach Entwürfen

von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-29757-5

Inhalt

Vorwort	7
<i>Bert Heinrichs und Jan-Hendrik Heinrichs</i>	
Metaethik. Eine Einführung	9

I. Der naturalistische Fehlschluss

1. <i>George E. Moore</i>	
Der Gegenstand der Ethik	31
2. <i>William K. Frankena</i>	
Der naturalistische Fehlschluss	48
3. <i>Cooper H. Langford</i>	
Der Begriff der Analyse in Moores Philosophie	66
4. <i>Frank Snare</i>	
Die »offene Frage« als Sprachtest	90

II. Semantik

1. <i>Charles L. Stevenson</i>	
Die emotive Bedeutung ethischer Ausdrücke	103
2. <i>Richard M. Hare</i>	
Die Sprache der Moral	127
3. <i>Peter T. Geach</i>	
Askriptivismus	152
4. <i>Allan Gibbard</i>	
Eine expressivistische Theorie des normativen Diskurses ..	158

III. Ontologie

1. <i>John L. Mackie</i>	
Die Subjektivität der Werte	183
2. <i>David O. Brink</i>	
Moralischer Realismus und die skeptischen Argumente aus der Meinungsverschiedenheit und aus der Absonderlichkeit	203

3. <i>Simon Blackburn</i>	
Wie man ethischer Antirealist sein kann	229
4. <i>John McDowell</i>	
Werte und sekundäre Qualitäten	255

IV. Epistemologie

1. <i>Harold A. Prichard</i>	
Beruhet die Moralphilosophie auf einem Irrtum?	285
2. <i>Peter F. Strawson</i>	
Der ethische Intuitionismus	307
3. <i>Gilbert Harman</i>	
Das Problematische an der Ethik	324
4. <i>Michael R. DePaul</i>	
Zwei Konzeptionen von Kohärenzmethoden in der Ethik .	349

V. Motivationstheorie

1. <i>Werner D. Falk</i>	
»Sollen« und Motivation	381
2. <i>Bernard Williams</i>	
Interne und externe Gründe	413
3. <i>Michael Smith</i>	
Die humane Theorie der Motivation	430
4. <i>Christine M. Korsgaard</i>	
Skeptizismus bezüglich praktischer Vernunft	474
Textnachweise	503
Literatur	506

Vorwort

Die Herausgabe des vorliegenden Bandes wäre ohne die Unterstützung von unterschiedlicher Seite nicht möglich gewesen. Allen voran danken wir Dieter Sturma für die institutionelle Hilfe, die er uns in seiner Funktion als Direktor des Instituts für Wissenschaft und Ethik (IWE) an der Universität Bonn sowie als Gründungsdirektor des Instituts für Ethik in den Neurowissenschaften (INM-8) am Forschungszentrum Jülich gewährt hat. Den Autoren danken wir dafür, dass wir ihre Texte in diesen Band aufnehmen durften, den Verlagen für die Gewährung von Abdruckgenehmigungen. Besonderen Dank schulden wir Anneli Jefferson, Sebastian Knell, Bastian Reichardt und Markus Rüter für die Übersetzungen der zuvor nur im Original verfügbaren Beiträge. Birgit Beck, Dietmar Hübner, Jörg Löschke und Markus Rüter haben uns wertvolle Hinweise zur Einleitung gegeben. Schließlich bedanken wir uns beim Suhrkamp Verlag für die gute Zusammenarbeit.

Für diesen Band sind ältere Übersetzungen ohne inhaltliche Änderungen übernommen worden. Lediglich die Rechtschreibung wurde den aktuell gültigen Regeln angepasst, und Zitate wurden dann verändert, wenn mittlerweile eine deutsche Übersetzung des zitierten Werks vorliegt, sodass die entsprechende Textstelle leichter in der deutschen Ausgabe aufgefunden werden kann. Schließlich sind die Literaturangaben in allen Texten vereinheitlicht und in einem Literaturverzeichnis am Ende des Bandes zusammengeführt worden. Sofern deutsche Übersetzungen auffindbar waren, wird auf diese verwiesen, Originalausgaben werden aber stets zusätzlich aufgeführt. Diese moderaten Eingriffe sollen dazu beitragen, dass der Band eine möglichst schnelle und einfache Orientierung in der reichhaltigen metaethischen Diskussion ermöglicht.

Bert Heinrichs und Jan-Hendrik Heinrichs
Jülich und Bonn, im Mai 2015

Bert Heinrichs und Jan-Hendrik Heinrichs Metaethik. Eine Einführung

Philosophische Ideen kommen nicht über Nacht. Dennoch gibt es gelegentlich markante Ereignisse, mit denen der Anfang von etwas Neuem verbunden ist. In das Jahr 1903 fällt ein solches Ereignis: die Veröffentlichung von George Edward Moores *Principia Ethica*.¹ Dieses Werk markiert den Beginn der Metaethik. Gegen diese Einschätzung mag man einwenden, dass sich wichtige Überlegungen, die Moore dort anstellt, in ähnlicher Form bereits bei Henry Sidgwick finden.² Dessen ungeachtet sind es die *Principia Ethica*, die eine neue Entwicklung in der Moralphilosophie in Gang gesetzt haben und den maßgeblichen Bezugspunkt für die metaethischen Debatten bilden, die sich vom frühen 20. Jahrhundert bis in die Gegenwart hinein erstrecken.³

Nahezu zeitgleich mit Moore eröffnen zwei weitere, ebenfalls in Cambridge lehrende Philosophen neue Perspektiven, welche die Philosophie seither nachdrücklich geprägt haben: Bertrand Russell und Ludwig Wittgenstein. Bereits in den frühen Arbeiten dieser drei Philosophen zeichnen sich metatheoretische Zugänge ab, die sich neben der Ethik auch auf die Naturwissenschaften und die Mathematik richten: der *linguistic turn* und die Entwicklung der Wissenschaftstheorie. Mit diesen Einflüssen hat sich die Metaethik schon seit der *Principia Ethica* stets intensiv auseinandersetzen müssen.

Dabei müssen zwei Elemente unterschieden werden – ein methodisches und ein inhaltliches –, die beide prägenden Einfluss auf die folgenden Debatten der analytischen Ethik gehabt haben. Methodisch markieren die *Principia Ethica* – dem allgemeinen Zug der analytischen Philosophie entsprechend – die Hinwendung zur Sprache (genauer: zur Moralsprache, d. h. den in moralischen Kon-

1 In Auszügen als Text I-1 in diesem Band.

2 Jerome Schneewind hat gar die Auffassung vertreten, Sidgwick sei der erste moderne Moralphilosoph gewesen. Jerome Schneewind, *Sidgwick's Ethics and Victorian Moral Philosophy*, Oxford 1977, S. 122.

3 Vgl. speziell die Beiträge in Terry Horgan, Mark Timmons (Hg.), *Metaethics after Moore*, Oxford 2006.

texten verwendeten Begriffen und Propositionen) als primärem Objekt des philosophischen Interesses. Die Frage, wie »gut« zu definieren ist, wird für Moore zur Grundfrage der Ethik überhaupt.⁴ Allerdings begreift Moore selbst diese Frage noch als ontologisches und nicht als semantisches Problem. Erst die nachfolgenden Autoren, die Moores Grundfrage aufgreifen, wenden sie konsequent in den Bereich der Moralsprache. Dies hat unmittelbar mit dem zweiten, inhaltlichen Element zu tun, durch das Moores Philosophie so einflussreich geworden ist: seine Auseinandersetzung mit dem Naturalismus. Seine zentrale These lautet, dass die Eigenschaft »gut« sich nicht durch andere natürliche (oder auch nichtnatürliche) Eigenschaften definieren lasse; vielmehr handele es sich um eine einfache, nichtnatürliche Eigenschaft.⁵ Der Naturalismus sei genau deshalb zum Scheitern verurteilt, weil er »gut« durch eine natürliche Eigenschaft definieren wolle. Das »Argument der offenen Frage« zeige indes, dass dies unmöglich sei.⁶ Wer trotzdem so verfare, der begehe, so Moores recht unglückliche Formulierung, einen »naturalistischen Fehlschluss«.⁷ Damit waren die Weichen für die folgende Entwicklung gestellt, die aber keineswegs in seinem Sinne verlief. Denn eine entscheidende Prämisse Moores wird in der unmittelbaren Folgezeit verworfen: die Existenz nichtnatürlicher moralischer Eigenschaften oder Tatsachen.

In der Auseinandersetzung um die Ontologie moralischer Tatsachen und Eigenschaften befindet sich die Metaethik in steter Reibung mit der zweiten philosophischen Subdisziplin, die sich der neuen metatheoretischen Perspektive verschrieben hat, nämlich mit der sich parallel entwickelnden Wissenschaftstheorie. Gerade in ontologischen Fragen wie derjenigen Moores wirken sich Positionen und Ergebnisse der Wissenschaftstheorie direkt auf die metaethische Diskussion aus. Dem radikalen Empirismus des Wiener Kreises zufolge gibt es etwa überhaupt nur empirische Tatsachen, die Rede von nichtnatürlichen Tatsachen hingegen wird als »schlechte« Metaphysik abgelehnt. Wenn Moore mit seiner Zurückweisung des Naturalismus recht hat und eine Rückführung von

4 George Edward Moore, *Principia Ethica*, Stuttgart 1970 (Original: *Principia Ethica*, Cambridge 1903), S. 34.

5 Moore, *Principia Ethica*, S. 39-41 (in diesem Band S. 40f.).

6 Ebd., S. 46f. (in diesem Band S. 45f.).

7 Ebd., S. 41 (in diesem Band S. 41).

»gut« auf eine natürliche Eigenschaft scheidet, es aber gleichzeitig keine nichtnatürlichen Eigenschaften gibt, dann scheint »gut« überhaupt nichts zu bezeichnen. Damit steht die Ethik insgesamt zur Disposition. Eine Lösung für diese missliche Lage deutete sich mit der methodischen Hinwendung zur Moralsprache an. Auch wenn »gut« nichts bezeichnen kann und moralische Sätze also nicht als deskriptive Sätze verstanden werden können, mag ihnen – so die Überlegung – immer noch eine andere sprachliche Funktion zukommen. Damit war die zentrale Frage der ersten Phase der Metaethik formuliert: Welche Funktion haben moralische Sätze?

Der naturalistische Fehlschluss

Bevor im nächsten Abschnitt eine erste Antwort auf diese Frage in den Blick genommen wird, lohnt es sich, die weitere Diskussion um Moores Lehre vom naturalistischen Fehlschluss zu betrachten; diese ist auch in aktuellen Diskussionen noch überaus präsent. Jemandem einen naturalistischen Fehlschluss vorzuwerfen kommt dem vernichtenden Urteil gleich, er habe einen Anfängerfehler begangen, dessen Vermeidung man im philosophischen Proseminar gelernt haben sollte.

Umso erstaunlicher ist es, dass innerhalb der metaethischen Diskussion die Lehre vom naturalistischen Fehlschluss überaus kritisch gesehen wird. In einem einflussreichen Überblicksartikel stellen Stephen Darwall, Allan Gibbard und Peter Railton 1992 lapidar fest: »Es ist aber seit fünfzig Jahren bekannt, dass Moore überhaupt keinen Fehlschluss entdeckt hat.«⁸

Kritik an Moores Argumentation wurde schon sehr viel früher geäußert. William Frankena hat in seinem Beitrag »Der naturalistische Fehlschluss«⁹ aus dem Jahr 1939 zum einen detailliert nachgezeichnet, dass Moores Argument alles andere als klar ist, und zum anderen versucht zu zeigen, dass es selbst bei gutwilliger Lesart nicht geeignet ist, den Naturalismus zurückzuweisen. Der Naturalist, so kann man etwas verkürzt sagen, kann schlicht bestreiten, dass Moores »offene Frage« tatsächlich offen ist. Die Frage nach der

8 Stephen Darwall, Allan Gibbard, Peter Railton, »Toward Fin de siècle Ethics: Some Trends«, in: *Philosophical Review* 101 (1992), S. 115-189, hier S. 115.

9 Text I-2 in diesem Band.

Stichhaltigkeit des Arguments hat zahlreiche weitere Beiträge nach sich gezogen, unter anderem Frank Snares »Die ›offene Frage‹ als Sprachtest«. ¹⁰ Snare betont den heuristischen Wert des »Arguments der offenen Frage« und sieht darin dessen eigentliches kritisches Potential. Zwar sei das Argument nicht geeignet, ganze Klassen von Theorien wie *den* Naturalismus zurückzuweisen. Es könne aber sehr wohl helfen, einzelne Vorschläge zur Bedeutung von »gut« am natürlichen Sprachgefühl zu messen.

Die Kritik am »Argument der offenen Frage« ist zudem keineswegs der einzige Einwand, der gegen Moore erhoben worden ist. Cooper Harold Langford hat auf ein Problem in Moores Begriff der Analyse hingewiesen, das bei dessen Zurückweisung des Naturalismus eine zentrale Rolle spielt. In seinem Beitrag »Der Begriff der Analyse in Moores Philosophie« ¹¹ formuliert er das sogenannte »Analyse-Paradoxon«. Moores Argument scheint darauf hinauszulaufen, dass eine Analyse entweder tautologisch oder aber falsch ist. Da dies offenkundig problematisch ist, muss – so die Schlussfolgerung – der verwendete Analysebegriff unzureichend sein. Damit gerät Moores Argumentation insgesamt ins Wanken. Befeuert wurde Langfords Kritik auch durch Moores Eingeständnis, für das skizzierte Problem keine Lösung zu haben. ¹²

Tatsächlich reicht die Auseinandersetzung bis in die aktuelle metaethische Diskussion hinein. Nach wie vor wird über den systematischen Gehalt von Moores Überlegungen kontrovers debattiert. Obwohl er die Kritik am Naturalismus für berechtigt hält, hat Jonathan Dancy bezweifelt, dass es ein durchschlagendes Argument gibt, das »alle Formen des Naturalismus auf einmal erledigt«. ¹³ Dessen ungeachtet sind auch unterschiedliche Rehabilitierungsversuche unternommen worden. Connie Rosati beispielsweise meint, das Argument müsse auf den Begriff der Handlungsfähigkeit zurückgeführt werden, ¹⁴ Andrew Altman hat eine Rekonstruktion

10 Text I-4 in diesem Band.

11 Text I-3 in diesem Band.

12 George Edward Moore, »A Reply to my Critics«, in: Paul Arthur Schilpp (Hg.), *The Philosophy of G. E. Moore*, New York ²1952, S. 535-687, hier S. 666.

13 Jonathan Dancy, »Nonnaturalism«, in: David Copp (Hg.), *The Oxford Handbook of Ethical Theory*, Oxford 2006, S. 122-145, hier S. 129-131.

14 Connie S. Rosati, »Agency and the Open Question Argument«, in: *Ethics* 113 (2003), S. 490-527.

vorgeschlagen, in deren Zentrum das Phänomen der Selbstprädikation steht,¹⁵ und Caj Strandberg hat versucht zu zeigen, dass eine ergänzte Fassung des Arguments sehr wohl dazu geeignet ist, Spielarten des analytischen Reduktionismus in Zweifel zu ziehen.¹⁶ Demgegenüber hat wiederum Frank Jackson einen Ansatz in die Metaethik eingebracht, der einen solchen analytischen Reduktionismus bzw. Deskriptivismus zum Ziel hat und damit in ausdrücklichem Widerspruch zu Moore steht.¹⁷

Semantik

Bereits in den 1920er und den frühen 1930er Jahren sind in Reaktion auf die Überlegungen von Moore und anderen (namentlich Vertretern der Wertethik: Max Scheler und Nicolai Hartmann) semantische Analysen vorgelegt worden, die geltend machen, dass die Verwendung des Wortes »gut« nicht im Sinne einer Eigenschaftszuschreibung zu verstehen ist. Richard Braithwaite etwa bemerkt: »Eine große Zahl der Sätze, in denen ›gut‹ vorkommt, sind lediglich Geräusche, die gemacht werden, entweder um einer Emotion des Sprechers ›Luft zu machen‹ oder um direkt eine bestimmte Handlung oder Emotion beim Hörer zu evozieren.«¹⁸ Und Winston Barnes macht in einem ursprünglich gegen Hartmann gerichteten Beitrag geltend: »Bei ›A ist gut‹ handelt es sich um Wörter, die meine Zustimmung ausdrücken.«¹⁹ Diese frühen Einwände gegen Moore stehen noch in keinem erkennbaren Zusammenhang mit dem Logischen Positivismus des Wiener Kreises.²⁰ Dies ändert sich

15 Andrew Altman, »Breathing Life into a Dead Argument: G. E. Moore and the Open Question«, in: *Philosophical Studies* 117 (2004), S. 395-408.

16 Caj Strandberg, »In Defense of the Open Question Argument«, in: *Journal of Ethics* 8 (2004), S. 179-196.

17 Frank Jackson, *From Metaphysics to Ethics. A Defense of Conceptual Analysis*, Oxford 1998, insb. S. 121 ff.

18 Richard Bevan Braithwaite, »Verbal Ambiguity and Philosophical Analysis«, in: *Proceedings of the Aristotelian Society* 28 (1927/1928), S. 135-154, hier S. 137.

19 Winston Herbert Frederick Barnes, »A Suggestion about Value«, in: *Analysis* 1 (1934), S. 45-46, hier S. 45.

20 Vgl. Hans Biesenbach, *Zur Logik der moralischen Argumentation. Die Theorie Richard M. Hares und die Entwicklung der Analytischen Philosophie*, Düsseldorf 1982, S. 53.

mit Alfred Ayer. Der Wiener Kreis beeinflusste Ayer mit der These, dass alle bedeutungsvolle Sprache sich auf die Sprache der Physik und die Logik zurückführen lasse. Alle anderen Sprachbestandteile müssten demnach bedeutungslos, die damit vermeintlich erfassten Themen Scheinprobleme sein.²¹ Ayer, der diese These übernimmt, schließt daraus, dass moralische Sprache sich nicht auf irgendetwas wissenschaftlich Beschreibbares beziehen könne, es handle sich lediglich um den Ausdruck von Emotionen. Als nonkognitivistische Antwort auf die Frage nach der Funktion moralischer Sätze hat Ayer seinen sogenannten *Emotivismus* formuliert. Dessen zentraler These zufolge sind moralische Sätze nicht als deskriptive Sätze zu verstehen, sondern als Expressionen von Einstellungen des Sprechers. Ayer hat diese Position besonders markant im Rahmen seiner umfassender angelegten Schrift *Sprache, Wahrheit und Logik*²² auf den Punkt gebracht, die erstmals im Jahr 1936 erschienen ist.

Detaillierter ausgearbeitet und inhaltlich verfeinert hat sie dann Charles Stevenson, unter anderem in seinem ein Jahr später erschienenen Beitrag »Die emotive Bedeutung ethischer Ausdrücke«.²³ Stevenson geht davon aus, dass jede Antwort auf die Frage nach der Bedeutung von moralischer Sprache erklären muss, wie Personen darüber uneins sein können, was gut ist. Ferner müsse erläutert werden, warum Aussagen, etwas sei gut, eine geradezu »magnetische«, d. h. stark motivierende Wirkung hätten und warum sie sich nicht allein durch die Methoden der Wissenschaften verifizieren ließen. Seine eigene Antwort betont den dynamischen Gebrauch moralischer Wörter gegenüber ihrem deskriptiven Gehalt. Wer einen moralischen Satz formuliere, drücke damit nicht nur eine Einstellung aus, sondern empfehle seinem Gegenüber auch, jene Einstellung zu übernehmen. Stevenson nimmt mit der direkten motivationalen Wirkung des Ausdrucks und der Empfehlung von Einstellungen ein zentrales Element in seine Theorie auf, das sich

21 Neuerdings hat Anne Siegetsleitner darauf aufmerksam gemacht, dass die Einstellungen der Mitglieder des Wiener Kreises gegenüber Moral und Ethik vielschichtiger gewesen sind, als man es lange Zeit angenommen hat; vgl. Anne Siegetsleitner, *Ethik und Moral im Wiener Kreis. Zur Geschichte eines engagierten Humanismus*, Wien, Köln u. a. 2014.

22 Alfred Jules Ayer, *Sprache, Wahrheit und Logik*, Stuttgart 1972 (Original: *Language, Truth and Logic*, London 1946).

23 Text II-1 in diesem Band.

angesichts der moralischen Praxis kaum leugnen lässt, das bei Ayer indes noch keine Berücksichtigung gefunden hat. Das Problem moralischer Motivation ist spätestens seit Werner D. Falks Beitrag »Sollen« und Motivation« zu einem eigenen Feld der Auseinandersetzung in der Metaethik geworden.²⁴ Gleichzeitig gelingt es Stevenson durch die Beschränkung auf die Annahme von psychischen Zuständen und Ereignissen, die ontologischen Festlegungen der von ihm, Ayer und anderen kritisierten Analysen moralischer Sprache zu vermeiden. Anders als Ayer wahrt Stevenson, der in den frühen 1930er Jahren während seines Studiums in Cambridge sowohl mit der Philosophie Moores als auch mit derjenigen Wittgensteins in Berührung kam, eine kritische Distanz zum Positivismus. Dieser behandle nichtwissenschaftliche Sätze so, wie die Literaturkritik des neunzehnten Jahrhunderts Alexander Pope behandelt habe. Weil Pops Werke nicht denen von Shakespeare und Milton ähnelten, habe man sie nicht als Dichtung gelten lassen. Ebenso erkenne der Logische Positivismus moralischen Sätzen ab, sinnvoll zu sein, weil sie den Sätzen der Wissenschaften und der Logik nicht ähnelten. Dabei übersehe der Positivismus aber, dass die Sätze der Metaphysik und der Moral zwar anders, aber dennoch sinnvoll seien. Ein kritischer Umgang erfordere nicht einfach einen Vergleich mit den Sätzen der Wissenschaften und Logik. Vielmehr müsse es um die Herausarbeitung der Funktion moralischer und metaphysischer Sätze gehen. Im Ergebnis teilt er damit wesentliche Aspekte des Emotivismus von Ayer, seine philosophische Position ist aber dennoch merklich differenzierter.

Ein entscheidendes Manko des emotivistischen Ansatzes wird darin gesehen, dass der moralische Diskurs unter diesen theoretischen Vorzeichen kein rationales Gepräge hat und ein argumentativer Austausch in moralischen Fragen demnach nicht möglich ist. Diesen Umstand hat Richard Hare in seinem Buch *Die Sprache der Moral*²⁵ aus dem Jahr 1952 scharf kritisiert und einen alternativen Ansatz entwickelt. Seine Kritik an Ayers Emotivismus ist zum einen durch die Aufgabe des strengen Ideals einer Wissenschaftssprache durch frühere Mitglieder des Wiener Kreises beeinflusst,²⁶

24 Text V-1 in diesem Band.

25 In Auszügen als Text II-2 in diesem Band.

26 Rudolf Carnap, »The Methodological Character of Theoretical Concepts«, in: *Minnesota Studies in the Philosophy of Science* 1 (1956), S. 38-76; Carl Gustav

zum anderen greift er aber auch Neuerungen im Verständnis logischer Terme als Anweisungen zu bestimmten Schlüssen durch Karl Raimund Popper auf.²⁷ Hare geht davon aus, dass die allgemeine Bedeutung von »gut« darin besteht, etwas zu empfehlen. Im Gegensatz zu Stevensons Emotivismus macht Hare den Inhalt der Empfehlung in Wahlakten und nicht in Einstellungen aus. Wer das Wort »gut« einem Ding oder einer Handlung zuschreibe, empfehle dieses Ding oder diese Handlung und teile damit zugleich einen Maßstab für Dinge oder Handlungen dieses Typs mit. Moralische Sätze sind damit ihrem Wesen nach *präskriptiv*. Zusätzlich geht Hare davon aus, dass moralische Regeln *universelle* Vorschriften sind. Der entscheidende Schritt besteht im Aufweis, dass Empfehlungen und Vorschriften logischen Regeln unterliegen. Damit ergeben sich im *universellen Präskriptivismus* – wie Hares Position auch genannt wird – rationale Kriterien für den moralischen Diskurs.²⁸ Dies ist ein entscheidender Schritt über den *Emotivismus* hinaus, wobei Hare sowohl an der Naturalismuskritik als auch an der Zurückweisung der Annahme nichtnatürlicher Tatsachen festhält. Insbesondere teilen universeller Präskriptivismus und Emotivismus die Überzeugung, dass moralische Sätze keine wahrheitsfähigen Sätze sind. Sie stellen mithin zwei Spielarten des Nonkognitivismus dar.

Gegen jede Form des Nonkognitivismus hat nun Peter Geach ein Argument vorgebracht, über dessen Konsequenzen nach wie vor intensiv diskutiert wird. In seinem kurzen Beitrag »Askriptivismus«²⁹ weist Geach unter Bezugnahme auf Gottlob Frege darauf hin, dass die Deutung von moralischen Sätzen durch den Nonkognitivismus Probleme bereitet, sobald man *eingebettete* Sätze in den Blick nimmt. Nonkognitivistische Bedeutungsanalysen versuchten zu zeigen, dass die Prädikation in behauptenden moralischen Sätzen als Zuschreibung, Ausdruck von Einstellungen oder als Empfehlung

Hempel, »The Theoretician's Dilemma: A Study in the Logic of Theory Construction«, in: *Minnesota Studies in the Philosophy of Science* 2 (1958), S. 173-226.

27 Karl Raimund Popper, »New Foundations for Logic«, in: *Mind* 56 (1947) und »Logic without Assumptions«, in: *Proceedings of the Aristotelian Society* 47 (1946/1947), S. 251-292.

28 Vgl. Oliver Hallich, *Richard Hares Moralphilosophie. Metaethische Grundlagen und Anwendungen*, Freiburg /Br. 2000, S. 91.

29 Text II-3 in diesem Band. Unabhängig von Geach hat John Searle ein vergleichbares Argument gegen den Nonkognitivismus formuliert; vgl. John R. Searle, »Meaning and Speech Acts«, in: *Philosophical Review* 71 (1962), S. 423-432.

rekonstruiert werden kann. In Bedingungssätzen oder disjunktiven Sätzen lässt sich die Prädikation aber nicht auf dieselbe Weise rekonstruieren, weil jenen die Behauptungskomponente fehle. Nach Geachs Diagnose müssten Nonkognitivisten in dem eigentlich schlüssigen Argument »Wenn w schlecht ist, dann p ; w ist schlecht; also p « folglich einen Fehlschluss der Äquivokation sehen. Man spricht daher auch vom Einbettungsproblem [embedding problem] oder vom Frege-Geach- bzw. Frege-Geach-Searle-Problem.

In der Folge haben Nonkognitivisten erheblichen argumentativen Aufwand betrieben, um Lösungen für das Einbettungsproblem zu entwickeln. Exemplarisch dafür steht Allan Gibbards Beitrag »Eine expressivistische Theorie des normativen Diskurses«. ³⁰ Der *Norm-Expressivismus* – wie diese neuere Spielart des Nonkognitivismus genannt wird – stellt den Versuch dar, die unbestreitbaren Vorzüge des Emotivismus zu bewahren und zugleich die gegen diesen gerichtete Kritik auszuräumen. Er legt eine nonkognitivistische Analyse evaluativer Sprache vor, die sowohl Rationalitätszuschreibungen im Allgemeinen als auch moralische Aussagen im Besonderen erklären soll. Eine Person drückt durch Rationalitätsbewertungen oder moralische Bewertungen demnach die Akzeptanz eines Normsystems aus, das die bewertete Handlung erlaubt. Gibbard reagiert auf Geachs Kritik an nonkognitivistischen Semantiken, indem er mit Hilfe des formalen Begriffs eines normativen Gehalts, der durch Mengen möglicher faktisch-normativer Welten bestimmt ist, zeigt, dass normative Äußerungen in allen logischen Kontexten genauso behandelt werden können wie Äußerungen, die nur deskriptive Prädikate enthalten. Ob das Einbettungsproblem so überwunden werden kann, ist weiterhin Gegenstand intensiver Auseinandersetzung. ³¹

Ontologie

Bis in die 1970er Jahre hinein verliefen die Diskussionen der Metaethik hauptsächlich auf der semantischen Ebene. Die ontologische Diskussion in der Metaethik beginnt, sieht man von Moores ur-

³⁰ Text II-4 in diesem Band.

³¹ Siehe etwa Mark Schroeder, »How Expressivists Can and Should Solve Their Problem with Negation«, in: *Nous* 42 (2008), S. 573-599.

sprünglichem Vorschlag einmal ab, mit einer gewissen Verzögerung im Vergleich zu jener in der Wissenschaftstheorie. Während der Streit zwischen Instrumentalismus und Realismus dort bereits in den Diskussionen des Wiener Kreises aufscheint, kann der Ausgangspunkt ontologischer Diskussion in der Metaethik im Jahr 1977 verortet werden. Allerdings dürfte dies auch daran liegen, dass die instrumentalistische Deutung von Ausdrücken für moralische Tatsachen oder Eigenschaften, die der Wiener Kreis mit seiner Konzeption von Wissenschaftssprache transportiert hat, in der Metaethik lange dominant war. Der Gedanke, dass ethische Terme auf ihre ontologischen Festlegungen hin untersucht werden müssen, kommt erst mit dem Erstarken des wissenschaftlichen Realismus gegenüber konstruktivistischen und instrumentalistischen Positionen auf.

Den für den weiteren metaethischen Diskussionsverlauf maßgeblichen Beitrag stellt John Leslie Mackies Buch *Ethik. Die Erfindung des moralisch Richtigen und Falschen* dar.³² Mackie kritisiert mit seinem *Argument aus der Absonderlichkeit* die Annahme moralischer Tatsachen und bezieht sich damit unmittelbar auf Moore. Er radikalisiert die ontologische Kritik der frühen Emotivisten, indem er – anders als diese – keinen Zweifel daran lässt, dass die semantische Form moralischer Sprache deskriptiv ist. Weil es aber keine moralischen Tatsachen gibt, die durch die Moralsprache richtig oder falsch beschrieben werden können, erweist es sich, dass diese Moralsprache in einem grundsätzlichen Sinne fehlgeht. Wir irren uns schlicht, wenn wir sie so anwenden, wie wir es üblicherweise tun. Mackie bezeichnet seine Theorie daher als *Irrtumstheorie*.

In der Metaethik hat Mackies nochmals radikalisierte Kritik an Moore im Speziellen und an der Annahme moralischer Tatsachen im Allgemeinen erstaunlicherweise zu einer erneuten Hinwendung zum moralischen *Realismus* geführt. David Brink nimmt in seinem Beitrag »Moralischer Realismus und die skeptischen Argumente aus der Meinungsverschiedenheit und aus der Absonderlichkeit«³³ direkt Bezug auf Mackie und versucht dessen Kritik am Realismus zu entkräften. Der Realist sei keineswegs auf absonderliche moralische Tatsachen festgelegt, er bedürfe nicht einmal anspruchsvollerer ontologischer Festlegungen als beispielsweise naturwissenschaftliche

32 In Auszügen als Text III-1 in diesem Band.

33 Text III-2 in diesem Band.

Positionen. Brink vertritt eine naturalistisch-realistische Position, der zufolge moralische Tatsachen auf Tatsachen hinsichtlich des Wohlergehens von Personen supervenieren, und bricht somit radikal mit der von Moore vorgezeichneten naturalismuskritischen Ausrichtung der Metaethik. Er steht damit beispielhaft für eine ganze Reihe von realistischen Ansätzen in der Metaethik, die in den 1980er und 1990er Jahren in die Diskussion eingebracht worden sind und sich in ihrem konkreten Zuschnitt erheblich voneinander unterscheiden. Eine wichtige Trennlinie verläuft zwischen nichtreduktiven Ansätzen einerseits – für die neben Brink auch Nicholas Sturgeon³⁴ sowie Richard Boyd³⁵ stehen und die unter dem Namen *Cornell Realism* zusammengefasst werden – und reduktiven Ansätzen andererseits. Der prominenteste Vertreter der zweiten Gruppe ist Peter Railton. Seine Kernthese lautet, dass moralische Normen eine bestimmte Form von Rationalität zum Ausdruck bringen: Rationalität vom »sozialen Standpunkt aus«. Dabei geht er ausdrücklich von einem reduktiven Verständnis aus, d. h., »moralisch gut« kann seiner Meinung nach durch »instrumentell gut vom sozialen Standpunkt aus« ersetzt werden.³⁶

Schon in den 1970er und frühen 1980er Jahren gab es in Oxford Bestrebungen, den moralischen Realismus wiederzubeleben. Den Anstoß für diese Bewegung hat Iris Murdoch mit ihrem Buch *The Sovereignty of Good* gegeben, weitere wichtige Beiträge stammen von Mark Platts und Sabina Lovibond.³⁷ Auch John McDowell ist dieser Bewegung zuzurechnen.³⁸ Während die Arbeiten von

34 Nicholas Sturgeon, »What Difference Does It Make Whether Moral Realism Is True?«, in: *Southern Journal of Philosophy* 24 (1986), Supplement, S. 115-141.

35 Richard Boyd, »How to Be a Moral Realist«, in: Geoffrey Sayre-McCord (Hg.), *Essays on Moral Realism*, Ithaca, NY 1988, S. 181-228.

36 Vgl. z. B. Peter Railton, »Moral Realism«, in: *Philosophical Review* 95 (1986), S. 163-207.

37 Iris Murdoch, *The Sovereignty of Good*, London 1970; Mark Platts, *Ways of Meaning. An Introduction to a Philosophy of Language*, London 1979, Kapitel X (»Moral Reality«); Sabina Lovibond, *Realism and Imagination in Ethics*, Oxford 1983; vgl. dazu Peter Schaber, *Moralischer Realismus*, Freiburg 1997, S. 14 f.

38 John McDowell, »Sind moralische Forderungen hypothetische Imperative?«, in: ders., *Wert und Wirklichkeit*, Frankfurt/M. 2002, S. 133-155 (Original: »Are Moral Requirements Hypothetical Imperatives?«, in: *Proceedings of the Aristotelian Society*, Supplement 52 (1978), S. 77-94); ders., »Tugend und Vernunft«, in: ders., *Wert und Wirklichkeit*, Frankfurt/M. 2002, S. 74-106 (Original: »Virtue and Reason«, in: *The Monist*, 3 (1979), S. 331-350); ders., »Non-cognitivism and Rule